

# Marburger Zeitung.

Nr. 94.

Mittwoch, 8. August 1866.

v. Jahrgang

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr; für Zustellung ins Haus monatlich 10 kr. — mit Postverendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gespaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 kr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 kr. Inseraten-Stempelgebühr kommen.

## Zur Geschichte des Tages.

„Von der Proklamation und Expedition Klapka haben wir hier“ wird dem „Wanderer“ aus Pest geschrieben, „nur durch die Wiener Blätter Kenntniß erhalten. Dieses Ereigniß ist sehr lehrreich sowohl für Oesterreich als für die ungarische Emigration. Wenngleich die Expedition mißlungen ist, so ist doch der Umstand nicht zu ignoriren, daß Preußen die Revolution mit der Hoffnung des Erfolges nach Oesterreich importiren und in den schwersten Tagen des Reiches auf eine Insurrektion Ungarns rechnen zu können glaubte. Davor kann und darf man das Auge nicht verschließen. daß Preußen auch die Invasion als Bundesgenossen akzeptirt hat und obwohl wir es glauben, daß diese Ereignisse auf die Rachgiebigkeit Oesterreichs bei Feststellung der Friedenspunkte durchaus keinen Einfluß üben, gleichwie das Erscheinen Kossuths im italienischen Lager und die Diversion von Lussin-pikolo von keinem Einfluß auf den Friedensschluß von Villafranka war, so wird doch die Regierung nicht umhin können, die Erscheinung ihrer Beachtung zu würdigen, daß Preußen die österreichische Monarchie auch von dieser Seite für verwundbar hält. Wenn die Regierung die Bedeutung dieses Ereignisses erwägt und obwohl es seinen Zweck nicht erreichte, diese Waffe den Händen der Feinde des Reiches entwenden will, dann muß sie innerhalb der Grenzen des Reiches einen Zustand herstellen, der es unmöglich macht, daß der Feind zu einem solchen Mittel greife, in dem Glauben, daß es zum Ziele führen könnte. Der Preuße, der Italiener wie jeder andere Feind des Reiches möge es wissen, daß innerhalb der Grenzen desselben zufriedene Völker leben, daß der Feind jeden Theil stets nur als Feind betreten könne. Wir glauben aber, daß dieses Ereigniß auch der Emigration, den Leitern der Invasion zur Lehre dienen werde. Sie konnten sich überzeugen, daß die herzlose Diplomatie, daß die Feinde des Reiches sie

nur als Werkzeug für ihre egoistischen Zwecke, als Pressionsmittel bei Feststellung der Friedenspunkte benützen wollten. Sie können ersehen, daß das Ziel nicht das Gelingen der Expedition oder die Realisirung etwaiger Versprechungen war, sondern daß der Zweck in der Einwirkung möglichst vortheilhafter Friedensbedingungen bestand. Oesterreich wird um den Preis ungeheurer Opfer mit Preußen Frieden schließen: „auf ewige Zeiten.“ wie in Friedensdokumenten üblich. Möchte der ewige Friede auch mit denjenigen geschlossen werden, auf welche der Feind ohne Grund gerechnet hat.“

Der Abschluß des Waffenstillstandes zwischen Preußen und Württemberg veranlaßt den „Schwäb. Merkur“ zu folgenden Bemerkungen: Dieser Waffenstillstand bestimmt eine Demarkations- (Abgrenzungs-) Linie, welche durch unser Land westlich von Jagstfeld von der badischen Grenze beim Einfluß der Jagst in den Neckar, bis zur bairischen Grenze bei Feuchtwangen östlich lauft. Daraus folgt wohl, daß südlich dieser Linie die Preußen nicht weiter vorrücken werden, daß dagegen das nördlich derselben gelegene Land den Preußen zu friedlicher Besetzung unter vertragmäßigen Bedingungen überlassen ist. — So ist denn ein Theil Württembergs von fremden Truppen besetzt, aber im Wege friedlichen Vertrages. Württemberg hat in dem kurzen Kriege mit Preußen schwere Opfer an braven Mannschaften gebracht, aber Schauplatz des Krieges mit allen seinen Greueln ist es nie geworden. Schreckenstage wie die von Rissingen, Tauberbischofsheim, von Würzburg etc. sind uns in unseren eigenen Grenzen erspart geblieben. Möge nun der zwischen den deutschen Bruderheeren geschlossene Waffenstillstand bald den Frieden herbeiführen, einen Frieden, der nicht vergrößerte Spaltung Deutschlands, sondern eine kräftigere Einheit, nicht nur des Nordens und der Mitte, sondern auch des Südens mit dem Norden bringt. Dazu mitzuwirken, den Sondergeist aus der süddeutschen Bevölkerung zu verbannen und dadurch dem Norden jeden Grund zu benehmen, uns seiner-

## Das Waldblümchen.

Von

A. v. A.

I.

Das Jahr 1848 war angebrochen. Die Märzstürme waren vorüber und der Mai erschien wieder mit seinem frischen Grün, mit seinen Schneeglöckchen und seinen duftenden Veilchen, aber in die Herzen der Menschen war der Frühling noch nicht zurückgekehrt, dort sah es noch wild und stürmisch aus, und neben dem Orange nach Freiheit brach sich die Leidenschaft oft in der widerlichsten Gestalt und in der geschloßtesten Weise Bahn. Zur damaligen Zeit gab es wohl kein Dertchen im deutschen Vaterlande, und mochte es noch so klein sein, wo man nicht debattirt, konspirirt und dekretirt hätte. Zu keiner Zeit trug man die Worte Gemeinfinn, Einigkeit und Bruderliebe mehr auf den Lippen, und dennoch gab es unter einem Volke nie eine größere Zerrissenheit, als damals in Deutschland.

In jener Zeit also war es, wo an einem milden erquickenden Frühlingstage sich eine kleine Gesellschaft in dem Wirthshause „Zur schönen Aussicht“ zusammen gefunden hatte — ein Name, welcher daher rührte, weil dasselbe auf dem Plateau eines Felsens lag, an dessen Fuße sich ein fruchtbares Thal ausdehnte, eingefaßt von einem schönbelaubten Höhengürtel und im Hintergrunde von einem dichten Eichenwalde umschlossen, aus dessen dunkler Lise der weiße Siebel eines Hauses sichtbar wurde.

Im Uebrigen trug die Gegend den Charakter der Abgeschiedenheit an sich, denn außer einzelnen Gebäuden, welche in der vorerwähnten Ebene aufstauten und einem Weiler, der einige hundert Schritte hinter dem Wirthshause lag, erblickte das Auge bis in die weiteste Ferne nur eine meist mit Gehölz und Haidekraut bewachsene Wildnis.

Die Leute, welche in dem niedrigen und schmucklosen Gastzimmer „Zur schönen Aussicht“ an einem großen viereckigen Eichentisch saßen, waren allem Anschein nach alte Bekannte, die täglich hier zusammentrafen und sich als Stammgäste betrachteten. Obgleich ihr Anzug im Allgemeinen eine solche Einfachheit verrieth, daß man daraus die Landbewohner erkennen konnte, so deutete doch bei zwei derselben der modernere Schnitt ihrer Kleider, das feinere Tuch und die sorgfältigere Wahl ihrer Wäsche, so wie der Schoppen Wein, welchen jeder vor sich stehen hatte, darauf hin, daß sich ihre äußere Lage weit über die des gewöhnlichen Landmanns erhebe und diese sie berechtige, sich zu den Honorationen des Ortes zu zählen. Auch führten sie fast allein die Unterhaltung und die Aufmerk-

samkeit, mit welcher die übrigen Anwesenden ihren Worten lauschten, bewies hinlänglich, daß Niemand zugegen war, welcher Lust gezeigt hätte, ihnen ihre Ueberlegenheit streitig zu machen.

„Dies Glas auf ein freies, unabhängiges Deutschland und auf unsere wackeren Deputirten auf der Linken.“ sagte der Jüngste von Beiden, ein junger Mann von etwa 28 Jahren, dessen sorgfältig gescheiteltes Haar und zierlich gefaltete Halskrause den Stuber verriethen, — „was meinen Sie, Herr Julius, sollte eine rothe Schärpe nicht gut stehen und das Wort „republikanisch“ in den Ohren der Leute nicht eben so wohl wie „königlich“ klingen?“

Der Andere, einige Jahre älter und ein Mann von breiten Schultern mit röthlichem Haar und einem kalten, herzlosen Blick, lehnte sich bequem in den Sessel zurück und sagte, indem er langsam sein Glas aus-salürfte, nicht ohne einen Anflug von Ironie:

„Nun, auf das Wohl des künftigen Bürgermeisters, wenn die Sache des Volkes siegt, Herr Gemeinbeschreiber, dem Verdienst seine Krone!“

„Das gefällt mir, Herr Julius.“ jagte der Andere mit einem Lächeln des Wohlbehagens, „daß Sie meine Anhänglichkeit für die Sache des Volkes zu würdigen wissen, obgleich ich Ihnen versichern kann, daß mich dabei ganz uneigennütige Gründe leiten und ich nicht nach Amt und Würden strebe. Sollte indessen der dringende Wunsch meiner Mitbürger mich zu einem solchen Ehrenposten brauchen, so stelle ich nicht in Abrede, daß —“

„Daß Sie dem öffentlichen Wohle dies Opfer bringen werden, Freund Eduard. — Nun, das ist eine Antwort, womit Jeder zufrieden sein kann. Also auf eine hoffnungreiche Zukunft und —“

Hier brach der Redner plötzlich ab und ließ seinen Blick über den vor ihm liegenden Thalgrund streifen.

„Teufel! Freund Eduard da schleicht der Fremde schon wieder dem Forsthaufe zu. — Haben Sie Acht, der führt Etwas im Schilde, und ehe wir es uns versehen, wird das Waldblümchen von unbekannter Hand gebrochen sein, während wir Einheimische doch das nächste Recht dazu haben.“

Der Gemeinbeschreiber hatte sich erhoben und schaute gleichfalls aufmerksam durch's Fenster. Unten im Thal bewegte sich in der That eine jugendliche Gestalt rüstig am Rande des dasselbe durchschneidenden Baches fort und verschwand bald darauf am Eingange des vorerwähnten Waldes.

„Ja.“ sagte er, „das ist Herr Müller, der hier nun schon seit sechs Wochen seine Zeit verträumt — ein Maler, der, wie es solche Leute zu machen pflegen, in den Bergen umherstreift, um seine Mappe zu füllen. — Aber, Herr Julius, wenn Sie glauben, daß er dem Waldblümchen gefährlich werden könnte, so sind Sie in einem großen Irrthum befangen,

seits sonderbändlerisch vom neuen deutschen Bundesstaat auszuschließen — das ist jetzt jedes Süddeutschen erste politische Aufgabe.

Ein Bericht über die Stimmung und Zustände in Hannover meldet: Weil man nicht glaubt, daß die hannoveranische Polizei überall energisch eingreife, hat man einen preussischen Polizeirath in die Polizeidirektion eingeschoben. Sonst tritt die preussische Verwaltung im allgemeinen milde auf. — Daß der König in das benachbarte Pyrmont zu gehen beabsichtigt, wird gewiß nicht dazu beitragen, die Stimmung friedlicher zu machen; alles, was mit dem Hofe zusammenhängt und auf dessen Rückkehr hofft, wird dorthin wallfahrten und mit neuem Eifer gegen das Preussenthum zurückkehren. Die Ansichten, welche der König in Wien ausgesprochen, beweisen, wie dies auch voraussehen, daß derselbe unveränderlich ist, wie denn auch seine Umgebung, Graf Platen, v. Brandis, Meding, Klopp, Leg u. s. w., die so viel Unglück über das Land gebracht, nach wie vor in seiner Nähe ist. — Wegen der außer Landes gebrachten Gelder und Werthpapiere der Kron- und Landeskasse soll die erste mit Beschlag von Preußen belegt sein, auf so lange, bis die entführte Summe wieder eingebracht sein wird. Im Uebrigen sieht man es unserer Hauptstadt nicht an, daß ihre Verhältnisse sich geändert hätten, Konzerte drängen sich, in denen die preussischen Uniformen an Stelle der hannoveranischen getreten sind, da die beurlaubte Armee in Zivil zu gehen pflegt.

Die schweizerische Bundesversammlung hat die Umwandlung der jetzigen Gewehre in Hinterlader und den Ankauf von guten Hinterladungsgewehren, wo sie zu haben seien, beschlossen. Der Präsident des Ständerathes (Wetti) sagte in der Schlussrede: „Die Geschichte der letzten Tage enthält die eindringliche Lehre, daß die Blitze oft aus heiterem Himmel fallen, und daß die Existenz eines Staates nicht auf dem Recht und feierlichen Zusicherungen desselben, sondern allein auf der Kraft und dem Willen des Volkes beruht, das entschlossen und gerüstet ist, alles für die Unabhängigkeit des Landes einzusetzen. In diesem Sinne haben wir beschlossen, die Wehrfähigkeit unseres Heeres zu erhöhen, und es wird das schweizerische Volk unsere Beschlüsse nicht bloß billigen, sondern auch in Zukunft zu allen Opfern stets sich bereit zeigen. Die Schweiz ist das friedlichste Land Europa's; das Beispiel, das eine freie und dadurch glückliche Nation den übrigen Völkern gibt, ist das einzige eben so legitime als unwiderstehliche Mittel unserer Eroberungen. Diese Stellung zu wahren und zu befestigen durch freie Entwicklung der Prinzipien unseres Staatslebens ist die hohe Mission, welche der Eidgenossenschaft zugefallen ist. Die Achtung, welche uns daraus bei den übrigen Nationen erwächst, ist unser starker Bundesgenosse, wenn je die Unabhängigkeit des Landes bedroht sein sollte. Lassen wir in dieser Ueberzeugung nie den Gedanken in uns aufkommen, als seien wir nicht im Stande, jedem Feinde zu begegnen. Wir besitzen ein Gut, welches uns keine Macht der Welt rauben kann, es ist die Ehre der Eidgenossenschaft und der Glaube an ihren Bestand. Diese Ueberzeugung, welche unser Volk besetzt, wird die Republik sicher auch durch die Gefahren der heutigen Tage leiten.“

Garibaldi war bei der Einnahme von Ampola einer großen Gefahr ausgesetzt. Darüber wird berichtet: Der General hat die Gewohnheit, um drei Uhr Morgens aufzustehen, worauf er ein Bad nimmt und dann ausfährt, um die verschiedenen Stellungen zu besichtigen und sich zu versichern, daß seine Befehle richtig ausgeführt worden sind. Am 16. Juli begab sich Garibaldi nach Rondino, um zu sehen, ob die Frei-

willigen die Berge besetzt hielten, welche das Fort Ampola umgeben, das der Schlüssel der Straße von Storo nach Riva und von dort nach dem Thale Sana ist. Zwischen Storo und Brione bemerkte der General verdächtige Bewegungen. Er setzte seinen Weg jedoch bis Rondino fort, wo sich Nikotera befand, der ihm meldete, daß man die Höhen nicht habe besetzen können. Der General lehrte hierauf zurück, die Oesterreicher aber, welche seinen Wagen bemerkt hatten, erwarteten ihn in einem Walde, und als der General in die Tragweite ihrer Gewehre kam, eröffneten sie ein furchtbares Feuer auf ihn; glücklicherweise ließ der Kutscher den Pferden die Zügel schießen, und der Wagen erhielt nur einige Kugeln. Mit etwas mehr Kühnheit hätten die Oesterreicher nicht allein Garibaldi abfangen, sondern sogar bis zum Hauptquartiere Kockapagana dringen können. Die Gefahr spornte aber alle Welt zum größten Eifer an. Mehrere Kompagnien des 7. Regiments eilten nach den Höhen von Kockapagana, und obgleich sie dem Feuer des Feindes ausgesetzt waren, so stürmten sie doch hinauf, und in zwei Stunden war das Hauptquartier gegen jede Ueberraschung gesichert. Die Bataillone, welche zurückgeschlagen worden, warfen sich auf das 6. Regiment, welches Nikotera befehligte, und nach einem der hartnäckigsten Kämpfe blieb der Sieg den Freiwilligen, die jedoch starke Verluste hatten. In Folge dieses Kampfes ergab sich das Fort Ampola.

## Wer ist zur Wahrung und Förderung der öffentlichen Interessen berufen?

F. B. Die Petition der Marburger Kaufmannschaft an die Grazer Handelskammer in Angelegenheit der gänzlichen Verkehrseinstellung auf sämtlichen Linien der südlichen Staatsbahn hat im Publikum mancherlei Meinungsäußerungen hervorgerufen, und heute, wo noch ein großer Theil der Monarchie vom Feinde besetzt ist, wo die Kriegsfackel nach Verlauf der Waffenstillstandsfrist neuerlich zu entbrennen droht, wo jedenfalls nach Eintritt des Friedens die Aufgabe einer totalen Regeneration an Regierung und Volk herantritt, können wir nicht umhin, dieser Angelegenheit verdoppelte Aufmerksamkeit zu schenken.

Wir halten es für überflüssig, die Motivirung jener Bitte um Berücksichtigung des Steuer zahlenden Publikums hier neuerlich zu wiederholen, denn die öffentliche Meinung drückte dieselben Bedenken und Besorgnisse deutlich genug aus, als der letzte Zug Marburg passirt hatte, und wenige Stunden später fremde Reisende Wagen zu hohen Preisen nach Graz mietheten, während leere Waggons dieselbe Strecke auf dem Schienenweg zurücklegten, und die nach Süden verkehrenden Militärzüge manches leere Koupee aufwiesen, während Passagiere ihre Schnur nach der südlichen Heimat bekämpfen mußten. — Das Vertrauen in den beschränkten Unterthanenverstand kann nicht so weit gehen, daß man Personen, welche in ihren wichtigsten, heiligsten Interessen verletzt werden, zumuthen sollte, nicht zu murren, wenn die Möglichkeit der Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse ohne Noth, mit Hinweigung auf höhere Anordnungen, in Abrede gestellt wird.

Wo die Abhilfe so nahe lag und Jedermann befürchten mußte, durch eintreffende Nachrichten im nächsten Augenblicke in die nämliche Lage versetzt zu werden, kann der Versuch, eine Modifikation der bestehenden Anordnungen höheren Orts zu erlangen, sicher nicht überraschen; und

denn da uns das Gespräch einmal auf dieses Thema geführt hat, so glaube ich Ihnen versichern zu dürfen, daß die Reigungen von Fräulein Marie sich nach einer ganz andern Seite hinwenden.“

„Sie machen mich ganz neugierig,“ sagte der Andere mit dem bereits bemerkten Anfluge von Ironie, „so ein Wunderblümchen findet man nicht auf jedem Wege, und es wäre doch sonderbar, wenn —“

„Nun, was denn? — Ich sage Ihnen, nicht Jeder versteht es, die Herzen der Frauen zu fesseln, aber sollten wir bis zur Republik gelangen und das Vertrauen meiner Mitbürger mich alsdann zum Bürgermeister erheben, so werden Sie Etwas erleben.“

„Wenn's nur keine Blamage ist, Freund Eduard.“

„Sprechen Sie was Sie wollen, aber ich sage Ihnen, man fürchtet weder die herumstreifenden Maler noch andere auf Abenteuer ausgehende Herren,“ sagte der Gemeindefreiber, sich in die Brust werfend und seinem Gesellschafter einen Blick der Siegesgewißheit zuwerfend.

Der Andere erwiderte nichts, sondern schaute lächelnd in sein halbgelüftes Glas. In diesem Lächeln drückte sich theils Spott über die Ruhmredigkeit seines Gesellschafters aus, theils verrieth es die listige Ueberlegenheit eines Mannes, der in seinem Innern ganz andere Pläne barg, als seine leicht hingeworfenen Worte verriethen.

Der Gemeindefreiber hingegen, welcher eben kein großer Physiognom war, hielt dieses Schweigen für eine unmittelbare Wirkung seiner Worte und dieses Lächeln für den Ausdruck der bei seinem Gefährten hervorgerufenen Verlegenheit.

Da der Gegenstand, um den es sich handelte, ein solcher war, der seine Eitelkeit und sein Herz gleich stark berührte, so beschloß er, die über seinen Gegner vermeintlich errungenen Vortheile durch einige weitere Bemerkungen möglichst zu vervollständigen. Zu dem Ende warf er sich bequem in den Sessel zurück, legte den Kopf in den Nacken und sagte mit einem an Siegesgewißheit grenzenden Tone:

„Sie zweifeln also, Herr Julius, in der That noch immer an Fräulein Marien's Reizung zu einer gewissen Persönlichkeit? — O, ich könnte Ihnen hierfür schlagende Beweise liefern, z. B. wie auf einem bekannten Herren, welcher sich jetzt die Ehre gibt, Ihnen dies Glas zuzutrinken, erst noch geistern beim Rückgange zwei wohlbekannte braune Augen mit besonderem Wohlgefallen ruhten.“

„Ha, ha! Freund Eduard, Sie bleiben doch ein Narr Ihr Leben lang! — Haben Sie denn nicht bemerkt, daß diese wohlbekannten braunen Augen, wie Sie sich sinnreich auszudrücken belieben, an Ihnen vorüberstreiften und sich auf eine ganz andere Person besteten — auf den Fremden nämlich, welcher soeben hier im Wiesengrunde an uns vorüber schritt?“

„Wenn man nicht wüßte, daß der Reid aus Ihnen spräche, so sollte man es fast glauben,“ sagte der Gemeindefreiber, mit der Miene eines Mannes, der sich so leicht nicht aus dem Sattel heben läßt; — „gehen Sie, Sie mögen ein recht guter Rechenmeister sein, wenn es darauf ankommt, Ihre Renten einzukassiren, aber was die Liebe betrifft, so gehören ganz besondere Anlagen dazu, um mit Erfolg zu spekuliren, und das Herz eines jungen Mädchens ist kein Geldsack, welchen man nach Belieben ausschütten kann.“

„Und doch ist das Geld der Hebel, welcher die Menschen in Bewegung setzt. Haben Sie Geld, Freund Eduard, so besitzen Sie die Mittel, selbst der Stolzeften und Sprödesten gegenüber zum Ziele zu gelangen.“

Wäre der Gemeindefreiber ein Mann von nur einiger Weltkenntniß gewesen, so würde ihm der sonderbare Blick, welcher diese Worte begleitete, nicht entgangen sein. Allein Eitle denken nur an sich, und es ist nichts leichter, als diese Klasse von Menschen zu täuschen. Es entging ihm daher auch jetzt, daß die sonst glanzlosen Augen seines Gesellschafters in sonderbarer Gluth aufgloderten und die scharfe und entschiedene Betonung seiner Worte auf einen Entschluß hindeuteten, der in der innersten Tiefe seines Herzens zur Reife gekommen war. Einem Mann, wie Julius, dessen Handlungen die kälteste Ueberlegung leitete, mußte das Preisgeben selbst der kleinsten Blöße offenbar unangenehm sein. Er schien auch jetzt zu fühlen, daß er vielleicht Jemand Gelegenheit gegeben hatte, einen Blick in sein Inneres zu werfen, den er vielleicht gerade am Wenigsten damit vertraut zu machen wünschte, und er suchte deshalb durch eine geschickte Wendung den Fehler zu verbessern.

Er erhob sich nämlich schnell, leerte sein Glas, reichte dem Gemeindefreiber die Hand und sagte im Tone der Gutmüthigkeit:

„Wir plaudern und plaudern, während andere Leute schon am Mittagstisch sitzen. Also, Freund Eduard, auf Wiedersehen! Sie nehmen heute das Bewußtsein mit sich, als Sieger den Kampfplatz behauptet zu haben.“

Diese Worte, aus dem Munde eines im Orte sonst als stolz bekannten Mannes, hätten gewiß den eiteln Schwärmer beruhigt, wenn irgend ein Verdacht bei ihm aufgestiegen gewesen wäre. Aber dies war nicht der Fall. Er dachte sogar nicht einmal mehr an seinen Freund Julius, sondern seine Gedanken weilten bei dem Fremden, welcher ihm doch schließlich mehr Besorgnisse einflößte, als er anfänglich einzusetzen Willens gewesen war.

Indem er sein Glas leerte und die „Schöne Aussicht“ ebenfalls verließ, beschloß er, es sich als nächste Aufgabe zu stellen, über die näheren Verhältnisse des Malers Erkundigungen einzuziehen. (Fortf. folgt.)

doch wurden die sonderbarsten Bedenken gegen die Zumuthung laut, daß auch andere Körperschaften dieser bescheidenen Vorstellung sich anschließen sollen.

Danken wir dem Himmel, daß es uns nicht beschieden war, die Feinde aus dem Norden oder Süden im Reichsbilde Marburg's beherbergen zu müssen, denn Aeußerungen wie: „man könnte sich verbrennen“ — „die hohen Stellen werden schon wissen, was sie thun“ — „wo höhere Interessen maßgebend sind, müssen die Privatinteressen schweigen.“ beurkunden kaum jene Energie, die den Frankfurter Senator im Augenblick seiner Antwort auf die Drohung des Generals Manteuffel besetzte, — die in so vielen Gemeinden Böhmens bewiesen wurde, als das Maß der Möglichkeit bei geforderten Kontributionen überschritten war.

Auch verwahren wir uns gegen die Zumuthung: eine solche Zaghaftigkeit sei patriotischer, als mannhafte Darstellung des zugefügten Unrechtes, und die Bitte um die Einführung jener Maßregeln, welche eben so sehr dem von Oben angestrebten Ziele entsprechen, als sie auch die Bedürfnisse der kleinen Leute befriedigen.

Solche Vorstellungen, und wären sie selbst in Form eines Protestes gegeben, setzen voraus, daß die Behörden den guten Willen haben, berechnete Wünsche zu gewähren, sobald ein entsprechender Ausweg gezeigt wird, den eben nur Jene finden können, welche mitten in den Verhältnissen leben. Sobald die drückenden Maßregeln beseitigt werden, schwindet auch der Grund zur Mißstimmung im Publikum, da geduldiges Hinnehmen jeder noch so beunruhigenden Verfügung die Behörden oft im Vertrauen bestärkt, es ginge Alles musterhaft, während die Unzufriedenheit der Betroffenen zu den bedauerlichsten Excessen führt.

Hat doch das ganze Drängen nach Volksvertretung und autonomen Körperschaften keinen anderen Zweck, als die Wahrung jener Interessen, welche durch Regierungsorgane allein selbst dann nicht befriedigt werden können, wenn sie auch vom besten Willen besetzt sind, da diese nur zu oft durch starre Formen verhindert sind, dem Geiste der Gesetze zu genügen, und genöthigt werden, gegen ihre eigene Ueberzeugung zu handeln.

Nicht darin besteht die autonome Virthschaft, daß man Schranken und Zöpfe statt mit Reichs-, mit Landes- und Körperschaftscharakter anstreicht und beweist, daß man das „Koncipiren, Mundiren, Exhibiren, Belästigen der Mitbürger durch einseitiges, oft egoistisches Anlegen der Gesetze und ad acta Legen“ eben so gut trifft, als die früheren Behörden, welche diese Fehler unter dem Drucke ganz anderer Verhältnisse begingen.

Die erste Bedingung eines wahrhaft konstitutionellen Lebens ist freudiges Zusammenwirken. Nur die Gemeinsamkeit der Interessen muß die Richtschnur aller Handlungen sein, und Niemand darf die Bekämpfung eines Uebelstandes als außer seinem Wirkungskreis liegend betrachten.

Unser Vaterland verdankt zum großen Theil seine finanzielle Nothlage einer eben so kostspieligen als unzureichenden Kontrolle der verschiedensten Art, die sich leider in den meisten Fällen gegen die harmlosesten Irrthümer und Herzenergiebungen Einzelner wendet, während sie fast nie in der Lage ist, die Situation in großen Zügen aufzufassen. Freie Presse und im vollen Umfange geübtes Petitionsrecht werden die Regierung wohlfeiler, sicherer und umfassender von den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes, von den Mißgriffen seiner Organe verständigen, als eine besoldete Kontrolle; aber freilich dürfen Persönlichkeiten und Körperschaften selbst, diese beiden wichtigen Faktoren des parlamentarischen Staates, sich nicht nur dazu geschaffen glauben, ihrem öffentlichen Wirken Weibrauch zu streuen, oder höchstens einen Gegner zu verarbeiten.

Wer nur dann seine persönliche Befähigung, seinen Einfluß auf öffentliche Interessen einer Sache widmet, wenn der Erfolg außer Zweifel ist, mag sehr vorsichtig für den Ruf seiner Thätigkeit sein; er ist aber eben so wenig wahrhaft patriotisch als uneigennützig; denn das Gemeinschädliche muß im wahrhaft konstitutionellen Leben von Jedermann bekämpft werden, und bleiben die unternommenen Schritte auch erfolglos, so machen sie doch wenigstens die in der Bureaucratie so beliebte Phrase: „Es seien hierüber noch keine Klagen vorgekommen.“ zur Unmöglichkeit. Hörte man doch auch sagen: „warum sollte gerade Marburg zuerst Schritte zur Aufhebung der drückenden Maßregel thun, fühlt man dieselbe doch auch sicher an anderen Orten, welche ohne Zweifel Abhilfe versuchen werden.“ — Wo bleibt hier das Rechtsbewußtsein? Und was dann, wenn man auch an anderen Orten „nichts“ thut? Die Summe mehrfacher Klagen ist die sicherste Garantie des Erfolges.

Die wohlwollendste, von den wärmsten Interessen besetzte Regierung vermag nicht zur Kenntniß der Wirkung ihrer Verfügungen zu gelangen, so lange es nicht zu Kundgebungen von Seite der Interessenten kommt; und bleiben die Bitten, Vorstellungen und Beschwerden auch vergeblich, so sind doch diese nach Abänderung drängenden Schritte jenen Tropfen gleich zu achten, welche endlich den Stein doch höhlen.

Wie unfruchtbar jede Einschränkung der öffentlichen Meinung, jede Nachgiebigkeit aus Opportunitätsgründen ist, beweist der Schmerlingkultus im Reichsrath, so wie der Wiener Gemeinderath gelegentlich der bewußten Adresse, welche dennoch zu Stande kam, obwohl man die erste Antragstellung mit allen eben so unparlamentarischen, als fruchtlosen Mitteln zu unterdrücken versuchte.

Wer es mit dem Gemeinwohl aufrichtig meint, und dasselbe wahrhaft fördern will, schließt sich überall dem Guten, dem Rechte an, von wem und wo immer der Kampf um dasselbe geführt wird. Wer kleinlich genug wäre, sich hierbei von Sympathien und persönlichen Abneigungen leiten zu lassen, kann ein recht nützlicher Arbeiter in gewissen Zweigen sein, aber ein wahrer konstitutioneller Bürger ist er nicht; sein Wirken wird nutzlos sein, da er durch seine Unthätigkeit Anderen eben so viel verdirbt, als er selbst schafft.

Einem Absolutismus, den die Regierung über Bord wirft, darf das Volk (oder wenigstens seine Führer) nicht neues Lebenslicht einzubringen versuchen. Jeder halte sich die Vergänglichkeit seines Wirkens vor Augen und trachte jene schlummernden Kräfte zu wecken und zur Mitwirkung anzu-

spornen, die zur Förderung des öffentlichen Wohles berufen sind, statt sie im Vertrauen einzulullen, daß Alles für Alle aufs Beste geschieht; während ein unerwarteter Moment, in dem die gewohnte Hand das Ruder verläßt, Alle unvorbereitet trifft.

Sollen wir es für möglich halten, daß ein echter Patriot in dem Bedauern über den Verlust seiner Thätigkeit eine Befriedigung findet, die er höher hält, als den unausgesprochenen Dank über die Schaffung einer gemeinsamen Thätigkeit, die ungehindert ihre Wirksamkeit fortzusetzen vermag, wenn auch einzelne Glieder darin fehlen? In solchem Falle halten wir die Aeußerung: „es geht auch ohne ihn“ (so undankbar sie auch sein mag) für ehrenvoller als das: „es geht nicht ohne ihn“. Darin liegt das Hauptverdienst unserer Thätigkeit, daß wir Werte schaffen, die im Geiste auch nach uns fortleben.

Dieser Geist des konstitutionellen Staates ist es, den wir so schwer vermissen, der leider die so oft gebrauchte übelwollende Redensart: „Oesterreich's Völker sind für die Freiheit noch nicht reif“ theilweise rechtfertigt; aber daran, daß dieser Anwurf noch immer gemacht werden darf, tragen nicht nur jene Faktoren die Schuld, denen man sie gewöhnlich in die Schuhe schiebt, sondern auch wir selbst. — Hebt das Interesse Eurer Mitbürger für öffentliche Angelegenheiten, und verzichtet auf die Ehre, Alles selbst gethan zu haben, haltet nicht jede noch so harmlose Kritik Eures Wirkens für persönliche Angriffe und Ihr werdet die Führer eines Volkes sein, daß für die Freiheit reif ist.

## Die Erfolge der Preußen.

Auf die Frage: wodurch sind die bisherigen Erfolge der Preußen im Felde herbeigeführt worden, antwortet die „Neue deutsche Ztg.“ in Stuttgart (die ehemalige „Neue Frankfurter Zeitung“):

Vor Allem dadurch, daß dieser Staat eine, wenn auch an sich keineswegs befriedigende Nachbildung des Systems allgemeiner Volksbewaffnung eingeführt hat, während die ihm gegenübergetretenen Länder durchgehends nur die Einrichtung des stehenden Heerwesens in der alten Form besitzen. In Folge dessen gebietet das Berliner Kabinet nicht etwa bloß im Allgemeinen über die Elemente der Wehrkraft des Landes, sondern es stehen ihm diese Elemente, so weit man sie bei der jetzigen Einrichtung dort eben herangezogen hat, in organisirter Weise als taktische Körper sofort zur Verfügung, während auf der andern Seite nur die stehenden Truppen als gegliederte Organismen vorhanden sind, die vielen Neuausgehobenen dagegen erst in dem Waffendienst unterrichtet und sodann zu taktischen Einheiten gebildet werden müssen.

Selbstverständlich ergab sich damit für den Anfang des Krieges eine relativ numerische Ueberlegenheit für Preußen.

An dieses allgemeine, an sich schon für den Beginn des Krieges maßgebende Mißverhältniß einer entschieden numerischen Uebermacht, reißen sich aber noch einige besondere Momente, welche das preussische Uebergewicht verstärkten.

Das Berliner Kabinet traf schon vor dritthalb Jahren eventuelle Vorbereitungen zu einem großen Kriege, während die Wiener Regierung noch im Beginne des laufenden Jahres an einen solchen ernstlich gar nicht dachte. Dort nahm man die eigentlichen unmittelbaren Rüstungen schon im Jänner, hier erst im März auf, in Sachsen und Baiern aber nicht früher als im Mai, in den übrigen Mittelstaaten sogar nicht vor dem Juni. Das Ergebniß konnte nicht ausbleiben. Insbesondere war das 8. Bundesarmekorps zur Zeit des Einfalls der Preußen in Sachsen noch weit entfernt davon, schlagfertig zu sein.

Es werden dann gewisse politische Fehler des Wiener Kabinet's auseinandergelegt, die wir jedoch unberührt lassen und nur von militärischen Verhältnissen reden.

Wie die Dinge beim Ausbruch des Krieges lagen, so gebot eine richtige Politik der österreichischen Regierung, alle irgend verfügbaren Kräfte des Reiches auf dem nördlichen Kriegsschauplatz zu vereinigen, nach Italien dagegen nicht mehr Truppen zu senden, als zur Vertheidigung des Festungsvierecks unbedingt nothwendig seien. Im Kampfe gegen Preußen lag die Gesamtentscheidung. Der Krieg in Italien mußte möglichst hintangehalten werden. — Statt dessen ließ man sich in Wien offenbar von der Absicht leiten: Vor Allem in Venetien, als der am meisten gefährdeten Provinz, mit starker Macht aufzutreten. Den Preußen, die man unterschätzte, ward nur ein vergleichsweise schwaches österreichisches Heer gegenübergestellt, indem man die Bekämpfung dieser Feinde in viel zu großer Ausdehnung den deutschen Bundesgenossen aufbürden zu können wähnte. Diese Kräfte — eine vergleichsweise schwache österreichische Armee und die Truppen der Mittelstaaten — sollten ausreichen, das preussische Heer zu schlagen, wenigstens den Kampf in der Schwebe zu erhalten, bis Italien zum Friedensschluß genöthigt und damit die Möglichkeit eines Heranziehens des venetianischen Heeres nach dem nördlichen Kriegsschauplatz erlangt sein würde. Doch welche Täuschung erlebte man! Der herrliche Sieg bei Custoza verzögerte den Verlust des italienischen Landes kaum um ein paar Wochen und der glorreiche Sieg bei Lissa bleibt ohne die gebührenden Früchte.

Wir kommen zur unmittelbaren Kriegsführung.

Hatte das Publikum die Zahl der Truppen, welche die österreichische Nordarmee bildeten, gewaltig überschätzt, so hatten Regierung und Publikum sich noch mehr in dem vermeintlich hohen Talente Benedek's getäuscht.

Zwei Fehler sind es besonders, welche diesem General in aller Schwere zur Last fallen: Er verstand es nicht, seine Kräfte zu konzentriren, und es fehlte ihm alle Initiative. Jeder irgend Kriegskundige weiß, daß eine bloße Defensiv aus innerer Nothwendigkeit zum Verderben führt; Jeder weiß zudem, daß Konzentrirung der Kräfte eine der Hauptaufgaben des Feldherrn unserer Zeit sein muß.

Benedek aber gab nicht nur das verbündete Sachsen den Feinden preis. Auch als diese durch die Gebirgspässe aus Schlesien nach Böhmen herabstiegen, wußte er nur verspätet zu erscheinen, und dann gleichzeitig

an vielen Orten einzelne Gefechte zu liefern. In diesen befanden sich seine braven Truppen überall in der Minderheit, statt das zunächst mit vereinter Macht ein kräftiger Stoß gegen ein einzelnes preussisches Korps geführt worden wäre, indeß die andern feindlichen Korps nur möglichst hingehalten und beschädigt wurden, um dann ihrerseits ebenso vereinzelt angegriffen zu werden. Das Endergebnis bestand, ungeachtet der Tapferkeit der Truppen und überdies verschiedener schöner Einzelerfolge, in einem allgemeinen Zurückweichen nach furchtbarem Menschenverlust. Ohne Zweifel trifft mehrere österreichische Unterbefehlshaber der Vorwurf, dadurch, daß sie nicht rechtzeitig an den ihnen bestimmten Punkten erschienen, dieses unglückliche Ergebnis wesentlich mit verschuldet zu haben. — Die in solcher Weise eben erst im Einzelnen physisch und moralisch erschütterten Truppen sollten nun, ohne irgend nennenswerthen Sukkurs zu empfangen, den vereinigten preussischen Armeekorps in der Schlacht bei Königgrätz widerstehen. Das Ergebnis des Kampfes ließ sich im Grunde voraussehen. Gleichwohl befand sich das österreichische Heer so lange im Siege, als ihm bloß die erste preussische Armee entgegenstand. Nachdem aber auch die zweite preussische Armee auf dem Kampfplatz erschien, und zwar unbegreiflich genug, viel zu lange völlig ungeahnt von Benedek, da war die furchtbare Niederlage entschieden.

Auch die Preußen hatten ungeheuer gelitten, und es hätte nur noch einer mäßigen Zahl frischer Truppen bedurft, um die Sieger in Besiegte zu verwandeln. Doch an solchen frischen Kräften fehlte es gänzlich. Die Hauptschlacht war verloren.

Nachdem die „Neue deutsche Zeitung“ die Bewaffnung und Führung der preussischen Truppen besprochen und die klägliche Kriegsführung in Westdeutschland einer scharfen Beurteilung unterzogen, kommt sie zu dem Schluß:

Uebersichten wir die gesammte Kriegsführung, so drängt sich uns die Erkenntnis auf, daß nicht das Talent der Gegner die Erfolge begründet, sondern daß die Mängel und Fehler im eigenen Heerlager dieselben herbeigeführt haben, und zwar trotz aller Bravheit und Tüchtigkeit der Truppen — der unendlichen Mehrzahl von Offizieren wie Soldaten. — Heute nun thut es vor Allem noth, die Ursachen der Unfälle klar zu erkennen. Man wird sich dann am leichtesten überzeugen, daß Abhilfe für künftige Fälle sehr wohl möglich, ja daß sie nicht einmal allzuschwer ist. Aber in der Weise, wie bisher, kann und darf kein Krieg mehr geführt werden. Eine ganz andere Art der Führung, Beseitigung der veralteten, Begründung neuer, die ganze Nation wehrhaft machender Einrichtungen thut noth, — darin, darin allein liegt die Bürgschaft der Rettung Deutschlands und der Freiheit.

### Marburger Berichte.

(Das Fest zum Besten der Verwundeten.) für welches die umfassendsten Vorkehrungen getroffen waren, mußte leider wegen der Ungunst der Witterung am letzten Sonntag unterbleiben: es ist auf den

nächsten Sonntag, den 12. d. M., verschoben worden. Gaben für den Glückshafen werden noch immer angenommen. Samstag und Sonntag ist das Ausstellungszimmer wieder geöffnet. Ueber 6000 Loose sind bereits verkauft und ist zu hoffen, es werden auch die übrigen Abnehmer finden.

(Pfleger der Verwundeten.) Zweihundert Verwundete des Nordheeres sind vorgestern hier angekommen und zum Theile von Bürgern in Pflege genommen, zum Theile im Militärspital untergebracht worden.

(Versuchte Brandstiftung.) Der Chemann einer Grundbesitzerin in Geiberg bei St. Georgen wollte neulich die Scheune derselben anzünden: einige Garben brannten schon lichterloh, als der Sohn herbeieilte und die Flammen löschte. Der Thäter, welchen Bosheit zu dem Verbrechen getrieben, ist bereits dem Gerichte angezeigt.

(Verdacht.) Im Gefängnisse zu St. Leonhard befindet sich ein Gauner, der bei seiner Verhaftung im Besitz einer Doppelpistole gewesen. Da der Frau Maria Glucher in Rosbach in Folge des räuberischen Ueberfalls eine Doppelpistole abhanden gekommen, so wird vermuthet, der Gefangene habe sich an diesem Verbrechen betheiligt.

(Lieferung für das Heer.) Gestern zu Mittag und Nachmittag um 5 Uhr wurde auf dem Rathhause über die Lieferung von 4050 Eimern Wein für den Heeresbedarf verhandelt. Mehrere Weinhändler und Weingartbesitzer hatten Anträge gestellt: das Ergebnis war beim Schluß des Blattes noch nicht bekannt.

(Der Wasserstand des Draustromes) ist nun in Folge der anhaltenden und bestigen Regengüsse so hoch, wie er seit Jahren nicht mehr gewesen: die Holzhändler und Flößer waren vorgestern bis tief in die Nacht hinein beschäftigt, ihre Vorräthe auf der Lände in Sicherheit zu bringen.

### Letzte Post.

Die Grundlagen der Friedensverhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen sind nun endgiltig festgestellt.

Der Waffenstillstand in Westdeutschland erstreckt sich auch auf Mainz.

Die Badener sind vorgestern von Mainz abgezogen, die Württemberger verlassen es heute.

Der preussische Landtag wurde vom König selbst eröffnet: Bismarck befindet sich im Hauptquartier.

Die preussischen Ersatztruppen haben auf dem Marsche nach dem Kriegsschauplatz Halt gemacht.

Viktor Emanuel wurde in Novigo von der Bevölkerung feierlich empfangen und will seinen Zug in andere von den Oesterreichern geräumte Städte fortsetzen.

Garibaldi begegnet den in Ampola gefangenen österreichischen Offizieren mit großer Aufmerksamkeit.

In New-Orleans ist ein politischer Aufstand ausgebrochen und das Kriegrecht verkündet worden.

Bazaine verläßt die Stadt Mexiko und übernimmt persönlich die Führung der Truppen, welche gegen die Republikaner fechten.

### Telegraphischer Wiener Cours vom 7. August.

5% Metalliques . . . . .	60.50	Kreditaktien . . . . .	148.90
5% National-Anlehen . . . . .	65.25	London . . . . .	129.75
1860er Staats-Anlehen . . . . .	75.60	Silber . . . . .	128.—
Bantaktien . . . . .	728.—	R. R. Münz-Dukaten . . . . .	6.18

Nr. 2254.

(307)

## Rundmachung.

Die Stadtgemeinde Marburg verpachtet in Folge Gemeindebeschlusses vom 2. August 1866 im Wege der öffentlichen mündlichen Versteigerung nachstehende Lokalitäten für die Zeit vom 1. Jänner 1867 bis letzten Dezember 1869 mit dem Bemerkn, daß der gegenwärtige Pachtbetrag als Ausrufspreis angenommen und daß die Lizitationsbedingungen während den Amtsstunden täglich in der Gemeindekanzlei eingesehen werden können. Die Lizitationsverhandlungen finden im Gemeindeamte an nachstehenden Tagen und Stunden statt:

### I. Rathhaus.

- a) Am 16. August 1866 Vormittags 10 bis 12 Uhr: Das an der Pflasseite gelegene Handlungsgewölbe Nr. I im einjährigen Ausrufs-betrage von 333 fl. öst. W.
- b) Am 16. August 1866 Vormittags 11 bis 12 Uhr: Das an der Pflasseite gelegene Buchbinder-gewölbe Nr. XIII im einjährigen Ausrufs-betrage von 190 fl. öst. W.
- c) Am 17. August 1866 Vormittags 10 bis 11 Uhr: Der Brodladen Nr. XII mit den Gewölben Nr. II, IV, VII und dem Keller unter der Einfahrt Nr. XI im einjährigen Ausrufs-betrage von 684 fl. öst. W.
- d) Am 17. August 1866 Vormittags 11 bis 12 Uhr: Der Doppelkeller unter dem Rathhause im einjährigen Ausrufs-betrage von 100 fl. 50 kr. öst. W.
- e) Am 18. August 1866 Nachmittags 3 bis 5 Uhr nachstehende Gewölbe:
  - Nr. III im einjährigen Ausrufspreise von 36 fl. — kr.
  - Nr. V und VI " " " 96 fl. 36 kr.
  - Nr. X " " " 33 fl. 50 kr.

### II. Transporthaus.

Am 17. August 1866 Nachmittags 4 bis 5 Uhr: Sämmtliche Räumlichkeiten des Transportfammelhauses Nr. 209 in der Kärntner-gasse im einjährigen Ausrufs-betrage von 656 fl. öst. W.

### III. Lendhütte.

Am 17. August 1866 Nachmittags 5 bis 6 Uhr: Die kleinere Abtheilung der Lendhütte im einjährigen Ausrufs-betrage von 42 fl. öst. W.

Stadtgemeinde-Vorsteherung Marburg am 6. August 1866.

Der Bürgermeister:

**Andreas Tappeiner.**

## Anzeige für Bauende.

Bei dem Unterzeichneten liegen:

- 4 Fensterstöcke von Neustifter Sandstein, 6zöllig, 3 Schuh Lichtweite, 4 Schuh Lichthöhe, sammt eisernen Gittern mit starken Balken von Eisenblech und Steinkegel.
  - 3 Fensterstöcke vom nämlichen Stein, 6zöllig, 3 Schuh Lichtweite, 2 Schuh hoch, sammt Eisengitter, starken Balken von Eisenblech mit Steinkegel, dann
  - 3 Fensterstöcke vom nämlichen Stein, 6zöllig, 3 Schuh Lichtweite, 2 1/2 Schuh hoch, sammt Eisengitter und starken Balken von Eisenblech mit Steinkegel,
- alles im guten Bauzustande und um den billigsten Preis zum Verkaufe. Pettau, 26. Mai 1866.

285)

Johann Wiesthaler.

Nr. 112.

## Rundmachung.

(289)

Man beehrt sich in Erinnerung zu bringen, daß hierorts alljährlich am 4. Mai und 10. August

Jahr- und Viehmarkt abgehalten wird, zu deren Besuch der Gefertigte im Namen der Gemeinde einladet.

Marktgemeinde St. Lorenzen in der Wüste am 25. Juli 1866.

Der Vorsteher: J. Kellner.

Nr. 7382.

(300)

## Minuendo-Lizitation.

In Folge Ermächtigung der k. k. Statthalterei vom 30. Juli d. J. Nr. 9706, findet am Donnerstag den 9. August d. J. Nachmittags 3 Uhr zu Maria in der Wüste bei Johann Wismann vulgo Wüsterbäck die Vergebung der Ausführung der dringendsten Herstellungen an der von St. Maria in der Wüste zur Bahnstation St. Lorenzen führenden Bezirksstraße nach dem Projekte des k. k. Bezirksbauamtes mit dem Voranschlage von 820 fl. 91 kr. im Wege der Minuendo-Lizitation statt. Wozu Unternehmungslustige eingeladen werden.

K. k. Bezirksamt Marburg am 2. August 1866.

Nr. 9409.

## Edikt.

Nachdem die mit dießgerichtl. Edikten vom 10. April l. J., S. 4159 und vom 27. Juni l. J., S. 8234, auf den 24. Juli l. J. anberaumte zweite exekutive Feilbietung der Karl Denike'schen Realitäten, Dom. Nr. 1 und Urb. Nr. 21 ad Kranichsfeld, Berg-Nr. 35 ad Schleinitz und Dom. Nr. 1 ad Studenitz erfolglos blieb, so wird am 23. August l. J. an Ort und Stelle jeder Realität in den in dem Edikte vom 10. April l. J. S. 4159 bestimmten Zeitpunkten, gegen Hintangabe auch unter dem Schätzungswerthe abgehalten werden.

K. k. Bezirksgericht Marburg am 26. Juli 1866.

(306)